

3.

Ruth saß im Schneidersitz auf ihrem roten Plüschsofa, den Laptop im Schoß, neben ihr lag ein Karton mit frischer Pizza. Aus der Küche hörte sie Radio, am Couchtisch stand ein Ventilator und verteilte die klebrig heiße Luft. Sie rauchte und ließ die Pizza ein wenig auskühlen. Es dauerte länger als gewöhnlich, sich in das System der JVA Moabit zu hacken. Vielleicht hatte der IT-Spezialist Verdacht geschöpft. Ruth verwarf die Befürchtung. Niemand schöpfte in solchen Einrichtungen Verdacht. Sie ruhten sich auf ihren Sicherheitssystemen, von denen sie nichts verstanden, aus. 2011 hatten Freunde aus ihrem Netzwerk persönliche Daten von 25000 Polizisten online gestellt. Der Verfassungsschutz behauptete damals, bereits konkrete Personen im Verdacht zu haben, aber bis heute wurde niemand festgenommen.

Manchmal beneidete sie Mania um deren Polnischkenntnisse. Die Hackerlandschaft in Polen war die raffinierteste und kreativste in Europa. Sie kommunizierte mit einigen auf Englisch, war sich aber sicher, dass Gespräche in der Muttersprache vertrauter wären.

Als sie nach einem Stück Pizza greifen wollte, erschien die HTML-Maske der JVA auf ihrem Bildschirm. Es war 17 Uhr. Bald würde Mania bei ihr aufschlagen.

Neben der Couch stand ein Kästchen mit einem weiteren Laptop, der wiederum mit einem Smartphone verbunden war. Im Team versuchten die Geräte, Tomeks Handy zu orten.

Wenn Mania unangekündigt nach Wien kam, musste es etwas mit Tomek zu tun haben. Selbst als sie sich letztes Jahr auf den Weg nach Mazedonien gemacht hatte, hatte sie Ruth vorher geschrieben.

Genüsslich kaute sie an dem Stück Pizza, während sie in der Datenbank der JVA zunächst nach dem Zufallsprinzip einige Akten löschte, dann die von Roland K. mit Absicht.

Sie klappte den Laptop auf ihren überkreuzten Beinen zu und blickte auf den Bildschirm neben ihr. Der Satellit hatte Tomeks Handy geortet, obwohl es ausgeschaltet war. Tomek hatte vergessen, den Chip herauszunehmen. Dilettant, dachte Ruth und griff nach der Cola. Er hielt sich also in Warschau auf.

Siebzehn Jahre war es her und ebenso alt war Ruth damals gewesen, als sie Mania im Winter 1999 zum ersten Mal begegnet war. Ihr Schulfreund Hannes hatte sie zu der Demonstration überredet: »Bist du nicht auch dagegen, dass die Reichen da feiern, während der Rest der Welt verhungert?« Sie hatte zwar mit den Schultern gezuckt, war aber trotzdem mitgelaufen. Zuerst war es ruhig gewesen, die Stimmung gut. Plötzlich kippte alles und sie, die damals nichts von Demos oder Polizeistrategien verstand, begann viel zu spät, davonzurennen. Ein Knüppelschlag traf sie hart zwischen den Schulterblättern, sie sackte in die Knie und sah nach hinten. Aus dem Augenwinkel erkannte Ruth, wie jemand dem Polizisten blitzschnell das Visier des Helmes nach oben schob und etwas sprühte. Der Polizist schrie auf, Ruth wurde von einer Hand am Ellenbogen gepackt und weggezogen.

Kurz darauf saß sie mit einer Mania im Café. Mania tauschte ihren schwarzen Kapuzenpullover gegen einen rosa-farbenen mit Mickey-Mouse-Aufdruck. Beide nippten an kleinen Espressi, bestellten Leitungswasser nach und rauchten, und Ruth fragte Mania: »Was bist du? Ein Ninja?« Mania lachte ihr charakteristisches lautes Lachen, das mit dem Alter und dem Zigarettenkonsum tiefer werden würde, und antwortete mit einem Ernst, den nur ein Teenager aufzubringen vermochte: »Ich hab Gewalt schon immer begriffen.«

Ruth fragte nicht weiter nach, etwas in ihr verstand, was Mania meinte. Sie dachte an ihre Großeltern, die den Zweiten Weltkrieg im KZ Lublin-Majdanek überlebt hatten, und an ihre Eltern, die im Kommunismus aus Polen vertrieben worden waren. Sie wusste nicht, woran Mania gedacht hatte, als sie den Satz sagte, aber in dem Moment verband sich etwas zwischen ihnen, und Ruth legte die Hand auf Manias und Mania zog die ihre nicht weg.

»Platz!«, befahl Zahit der Hündin und setzte sich selbst verloren auf den Boden in seiner Wohnung, die ihm nutzlos war. Er wusste nichts mit ihr anzufangen, nur in den Stunden, in denen Tomek hier arbeitete, gewannen die 35 Quadratmeter, bestehend aus einem Zimmer mit Kochnische und einem Badezimmer, an Wert. Zwei große Fenster, die nach Süden zeigten, ließen trotz der Nähe zum gegenüberliegenden Altbau viel Sonnenlicht hinein.

Einfach so hatte sie ihn weggeschickt, als wäre er etwas, das ihr plötzlich lästig geworden war. »Ich brauche ein wenig Zeit

alleine. Ich muss nachdenken. Dann fahre ich zu einer Freundin. Sie wird Tomeks Smartphone orten können.« In einem Ton, der keine Widerrede in Betracht zog, hatte sie zu ihm gesprochen. Als ob seine Anwesenheit sie beim Denken stören würde.

Dabei erinnerte er sich ganz anders an sie, vor einem Jahr, als sie ihn und die zwei Kinder einfach in ihr Auto gepackt hatte. Heute Morgen am Bahnhof hätte er sie fast nicht wiedererkannt. In ihrer aufrechten Haltung gab es einen Knick. Als hätte Tomeks Verschwinden ihr Fundament ins Wanken gebracht.

Sie trug einen kurzen Rock und ein Seiden-T-Shirt, die Haare waren länger und streng zurückgebunden, nur der Pony gab ihrem Gesicht noch einen jugendlichen Touch. Natürlich die Augen, an ihnen hatte er sich schließlich orientiert.

In regelmäßigen Abständen und, so schien es ihm, von ihr unbemerkt, blitzte in ihnen etwas Schelmisches durch. Vor einem Jahr hatte ihn dieses Blitzen seltsam beruhigt, heute wurde er nervös. Er fand es anmaßend.

Vor einem Jahr war gerade eine Reise hinter ihm gelogen, bei der sich das Schicksal von einem Moment auf den anderen gegen ihn wenden hätte können. Manias Blick spiegelte diese Willkür des Lebens und relativierte gleichzeitig ihre Tragik.

Inzwischen hatte er hier sich hier eingerichtet, sich daran gewöhnt, dass er leben würde, vielleicht sogar ein angenehmes Leben bekam. Jetzt erinnerte ihn der Blick an das, was er vergessen wollte.

Noch hatte er sich zwar nicht in diese neue Wirklichkeit entspannt, trotzdem gab es Zuversicht – eine Hängebrücke

spannte sich schwankend über eine tiefe Schlucht, aber es war Zuversicht. Und Tomeks Verschwinden ließ die Seile der Hängebrücke laut knarzen.

Wenn Tomek vor dem Schreibtisch gesessen hatte, war Zahit oft auf der Couch gelegen und hatte sich von den Sonnenstrahlen wärmen lassen. Für Sue hatte er einen Korb besorgt, den die Hündin liebte und der direkt neben dem Schreibtisch stand, den er selbst nicht benutzte. Er hatte nie einen Schreibtisch besessen und nie einen gebraucht. Mit seinem Tablet lümmelte er auf der Couch und sah sich auf YouTube Kampfsport-Videos und Kung-Fu-Filme an, lud arabische Popmusik herunter oder skype mit seiner Mutter in Schweden und seinem Bruder in Aleppo. All das machte er nur, wenn Tomek bei ihm war. Alleine wusste er nichts mit sich in der Wohnung anzufangen. Ständig sprang er auf, lief zur Wohnungstür und überprüfte, ob sie abgeschlossen war. Er sperrte von innen zu und ließ den Schlüssel stecken, bis er sich erinnerte, dass, sollte ihm etwas zustoßen, er zum Beispiel einen Herzinfarkt oder Schlaganfall erleiden würde, Tomek jetzt mit dem Zweitschlüssel nicht mehr hineinkäme. Also sprang er erneut auf und zog den Schlüssel ab, erinnerte sich kurz darauf, dass abgesperrt war, und so lief er im Kreis, bis er, von seinem eigenen Verhalten erschöpft, die Wohnung entweder verließ oder genügend Gras rauchte, um einzuschlafen.

Sue lag zusammengerollt in ihrem Korb, während er durch die Nachrichten auf seinem Smartphone zappte. »Party im Flex.

Freier Eintritt für Refugees. Kommst du?« Besser als hier zu versauern, war es allemal. Seit zwei Tagen war er auf keiner Party mehr gewesen. Er ging ins Badezimmer und betrachtete sich im Spiegel, roch an seinem T-Shirt und stieg unter die Dusche. Je länger er den Duschstrahl auf seinen Kopf prasseln ließ, desto weniger wollte er fertig werden. Schließlich zwang er sich dazu, griff nach einem sauberen weißen T-Shirt und einer blauen Jeans, die an den Knien modisch aufgerissen war. Den Kopf bedeckte er mit einem dunkelblauen Tuch – ein Stil, den ihm Tomek nahegelegt hatte. »So siehst du nicht aus wie ein Refugee, sondern wie ein Jugo zweiter Generation. Besser so.« Und tatsächlich wurde Zahit im Gegensatz zu seinen teils bärtigen Freunden oder jenen, die glaubten, sie sähen mit Hemd und einer billigen Anzughose solider aus, niemals bei einer Polizeikontrolle in der U-Bahn oder auf der Straße herausgegriffen. So, wie er aussah, passte er ins Stadtbild. »Ein ganz normaler Tschusch«, hatte Tomek lachend festgestellt und Zahit dabei liebevoll auf die Schulter geklopft. Seitdem Zahit bereits ein wenig Deutsch verstand, fiel ihm bei diesem Satz zum ersten Mal Tomeks R auf, und später begriff er, dass Tomek mit dem Tschuschen sich selbst mitmeinte.

Den Frauen hier gefiel er. Es gab keine Party, die er alleine verließ. Nimmersatt, dachte er und lachte dabei voller Glück, behielt es aber für sich. Er hatte den Verdacht, dass womöglich sogar Tomek seinen Trieb missbilligen, vielleicht moralisch bewerten würde, was Zahit sehr unangenehm wäre, denn er tat nichts Verbotenes, fügte auch niemanden Schaden zu. Im

Gegenteil, er mochte die Frauen hier, ihren Geruch, wie sie sich bewegten, wie sie lachten, wenn er sie zum Lachen brachte. Er zwang ja niemanden, mit ihm zu schlafen, und hier machten die Frauen ohnehin, was sie wollten. Wesentlich häufiger waren sie es, die ihn anflirteten und mit nach Hause nahmen. Das hatte ihn anfangs mit Stolz erfüllt.

Begierig hatten sie ihm zugehört, wenn er von Syrien, dem IS, dem Krieg und seiner Flucht über das Mittelmeer erzählte. Sie waren schockiert von den grausamen Berichten aus Gefängnissen, von Folterszenen, die er, wenn auch nicht selbst, so doch aus zweiter Hand wusste und beinahe erlebt hatte. Sie umarmten ihn und hielten ihn fest, wenn er über das Wasser sprach, das immer tiefer ins Boot drängte. Anfangs wollten sie ihm alle helfen. Er bekam neue Kleidung, neue Schuhe, am Ende des Sommers 2015 besaß er mehr als vor seiner Flucht.

Ein Jahr war vergangen. Inzwischen hatte es die Silvester- nacht in Köln gegeben. Inzwischen waren noch mehr gekommen. Inzwischen vermutete er, dass es den Frauen ohnehin nie um ihn, um Zahit, gegangen war. Sie hatten eine Vorstellung von ihm, die klarer war als seine eigene.

Zahit streckte seinem Spiegelbild die Zunge entgegen. Zum Glück sah ihm niemand seine Angst an. Er kniff sich in die Backe und grinste.

Alles lief problemlos, fast wie am Schnürchen – die Drogen und die Frauen. Der Rest würde sich fügen. Er atmete tief ein und aus, betrachtete sich noch einmal. Gut sah er aus, richtig gut. Ja, er war gut. Er war so etwas wie ein Held. Ein Refugee- Held. Er war dem Bürgerkrieg entflohen.

Immerhin sagte ihm hier niemand, dass er sich vor seiner Verantwortung drücke, dass er gefälligst in sein Land zurückgehen solle, sich dem Kampf gegen den IS stellen und gegen das Assad-Regime gleich mit, dass er jung und kräftig sei und dass er keine Ausrede habe. So hatte man im Libanon zu ihm gesprochen. So sprach man im Libanon heute mit Syrern.

Hier war er ein Held. Man musste die Verhältnisse für einen arbeiten lassen. Das Wichtigste war, nicht mehr im Krieg zu leben und seine Familie in Sicherheit zu wissen. Was sollte ihm hier noch Schlimmes passieren? Easy, dachte er, let it flow. Irgendeine Frau würde ihn heute Nacht mitnehmen und in ihr Bett ziehen. Dort wusste er immer, was er zu tun hatte.

»Sue, du bleibst zu Hause«, sagte er bestimmt. Die Hündin hob müde den Kopf, um sogleich wieder in ihrem Körbchen zu versinken. Zahit stellte ihr eine Schüssel mit frischem Wasser hin und legte ein paar Hundekex daneben. »Du musst ja unglaublich müde sein.« Er streichelte sie. Die Wut auf Mania war fort. Sollte sie ruhig nachdenken und Tomeks Smartphone orten. Let it flow, dachte er. Alles wird gut. Bald werden wir Tomek finden. Alles easy.

Lose Blätter fielen Mania entgegen. Manche waren rechts unten nummeriert, einige datiert. Sie suggerierten keine in sich geschlossene Ordnung. Mania legte sie vor sich auf dem Boden aus und las eine Weile quer. Keine Adressen, keine Telefonnummern, keine Hinweise. Einige waren von Hand geschrieben, in Eile, als hätte er sich davor gefürchtet, beim Schreiben ertappt zu werden. Ein paar Skizzen waren beige-

fügt. Ein Raum vielleicht? Enttäuscht schob sie den Blätterhaufen wieder zusammen und in ihren Rucksack. Dann machte sie sich auf den Weg zu Ruth. In der Straßenbahn öffnete sie erneut den Ledereinband und las.

Sie wohnt jetzt bei mir.

Ich kann nicht sagen, wohin uns dieses Experiment führt. Ich habe eine dunkle Vorahnung von Schmerz.

Ehrlichkeit ist ein Konstrukt. Ich weiß, was ich tue, ist falsch. Ich weiß, dass ich sie hintergehe. Ich werde nicht auf Unzurechnungsfähigkeit plädieren. Trotzdem wird sie es mir eines Tages danken.

Mania würde sagen: »Du kannst niemanden retten! Rette dich selbst!«

Immer! Heilung bedeutet immer Leben.

»De Profundis« von Oscar Wilde gehört. Lesen geht kaum noch. Aufzeichnungen aus dem Gefängnis – mehrheitlich Briefe an einen Geliebten, der ihn wohl dorthin befördert hatte. Verstörend.

Sie schläft inzwischen besser als ich.

Laut Mania führt jeder Weg, ein Problem zu lösen, letztlich zu einem ähnlichen Ergebnis. Mania ist eine alte Seele, aber obwohl das alles keine Rolle spielt, ist sie nach Berlin gegangen.

Die Straßenbahn hielt abrupt. Es war keine Station. Ein PKW hatte es nicht rechtzeitig geschafft, die Schienen zu überqueren. Mania blickte auf, und als sie wieder hinabsah, um weiterzulesen, stand ein kleines Mädchen neben ihr und sah auf den Ledereinband mit den losen Blättern und dann zu Mania hoch. Die dazugehörige Großmutter saß zwei Reihen hinter Mania und ließ die Kleine nicht aus den Augen. Ihre Blicke fragten Mania, ob es in Ordnung sei, dass ihre Enkelin sie störe. Bestätigend lächelte Mania ihr zu. »Ist es interessant?«, fragte das Mädchen. »Sehr«, antwortete Mania, und das Mädchen nickte, als könnte es das gut nachvollziehen. »Ich habe auch Bücher«, erklärte sie stolz. »Kannst du schon lesen?«

»Nein, leider.« Das Mädchen stieg unruhig von einem Bein auf das andere.

Plötzlich veränderte sich der Gesichtsausdruck der Kleinen und ihr Blick ging zu Boden, wohin Manias ihm folgte. Eine kleine Lacke bildete sich um die Beine des Kindes. Mania zwinkerte ihr belustigt zu. »Es ist so langweilig, aufs Klo zu müssen, wenn man mit so viel Wichtigerem beschäftigt ist«, stellte Mania fest. Misstrauisch betrachtete das Mädchen sie. »Woher weißt du das?«

»Das weiß doch jede«, antwortete Mania. »Die anderen geben es bloß nicht zu.«

»Oh nein!«, rief die Großmutter und eilte zu ihrer Enkelin, die sich daraufhin grinsend von Mania abwandte, um der Großmutter zu entkommen. »Das tut mir so leid«, erklärte die Großmutter allen, bekam die Enkelin schließlich zu fassen und stieg bei der nächsten Haltestelle aus.

Mania betrachtete die Lacke und überlegte, ob die Kleine Ärger bekommen, ob die Großmutter es den Eltern erzählen würde. Uringeruch stieg ihr in die Nase und der letzte Satz aus Tomeks Notizen fiel ihr wieder ein. Er hatte die ganze Zeit über gewusst, warum sie nach Berlin gezogen war, und nichts gesagt.

An dem Tag, als sie Kajas Leiche aus dem See zogen, hatte Mania beschlossen, obwohl das eine nichts mit dem anderen zu tun hatte, Roland K. zu finden. Fünfzehn Jahre später wurde die Stelle einer Therapeutin in der JVA Moabit frei.

»Wann fängst du an?«, hatte Tomek neutral gefragt, als sie ihm verkündete, in einer Woche nach Berlin zu ziehen. »In zwei Wochen«, antwortete sie, als wäre es das Normalste der Welt, dass sie aus Wien und von Tomek wegzog.

»Warum nicht in Wien?«, hakte er halbherzig nach und wischte die Frage mit einer Handbewegung vom Tisch. Sie schwieg und starrte auf die kalten Nudeln.

Tomek hatte gewusst, dass sie kommen würde, dass sie suchen würde, dass sie den Ledereinband finden würde. Sie griff nach dem Tabak und fühlte sich hintergangen. Wer war dieser Mensch, den sie besser zu kennen geglaubt hatte als sich selbst?

Mit den Fingern krallte sie sich an ihrem Oberarm fest, bis der Schmerz ihr Bewusstsein schärfte. »Heute ist Donnerstag«, sagte sie laut. »Ich befinde mich in Wien, Favoriten. Ich sehe ein Fenster. Ich höre Straßenlärm. Ich spüre einen Schmerz in meinem linken Oberarm.« Ein alter Mann drehte sich zu ihr und starrte sie fragend an.

Der Tod ist nichts Schlimmes, dachte Mania und hatte plötzlich Kajas Gesicht vor Augen, die damals so alt gewesen war wie Mania heute. Freitod. Irgendwie lächerlich. Wahrscheinlich hatte Tomek doch recht, wenn er es Mord nannte. Vielleicht nicht ein Mord an sich selbst, eher der Mord an denen, die zurückblieben. Was hatte Kaja gedacht, wie Tomek und Mania danach weiterleben sollten?

Danach hatte Mania jahrelang alles über Suizid gelesen, was sie in die Finger bekam. Sie wollte Kajas Entscheidung begreifen, bis in ihr eigenes Knochenmark spüren, warum diese Frau, die Mania über alles geliebt und bewundert hatte, warum sie sich, obwohl es Mania und Tomek gab, dazu entscheiden hatte können und mit einem Rucksack voller Steine in einen See gestiegen war.

Aber wie viele Studienjahre Mania sich auch mit Depressionen, Schizophrenie, Narzissmus, Borderline- und anderen Persönlichkeitsstörungen beschäftigte, welche soziologischen, ethischen oder wirtschaftlichen Gedankenansätze sie auch abwog, es blieb ungenügend, an Kajas Tod als an das Resultat einer Krankheit, einer Störung, einer Gesellschaftsordnung, materieller Rahmenbedingungen oder einer Zusammensetzung aus all dem zu denken.

Abendlang hatte sie den Kopf in den Schoß ihrer Großmutter gelegt und geweint und ihre Großmutter ihr so lange durchs Haar gestreichelt, bis der Schmerz und die Wut besänftigt waren.

Kajas Tod war Kajas Entscheidung gewesen. Und Marinas Tod sollte Marinas Entscheidung sein. Das würde Mania respektieren. Solange Tomek bei ihr blieb!

Jetzt wischte sich Mania mit ihrem T-Shirt die Tränen aus dem Gesicht. »Erwachsen zu sein«, erklärte sie dem alten Mann in der Straßenbahn, der sie noch immer anstarrte, »hat wirklich keinen Mehrwert.«

Ein Jahr nach Kajas Verschwinden wurden Mania und Tomek zu einer Psychologin geschickt. In der Schule hatte es einen Vorfall gegeben. Sie wusste nicht, ob sie oder Tomek oder sie beide in den Vorfall verwickelt gewesen waren. Die Bilder in ihrem Kopf waren diffus und nicht chronologisch. Sie wusste nur, dass es mit Gewalt zu tun gehabt hatte. Sie merkte sich den Namen Roland K.

Sie wusste, dass sie mehr wusste als das, aber sie wollte nicht mehr wissen.

Zu detaillierteren Informationen hatten sich weder ihre Mutter noch ihr Vater noch Tomeks Vater später überreden lassen. Als hätten sie vereinbart, über das Geschehen zu schweigen, und auch in den therapeutischen Sitzungen erinnerte sich Mania nicht, darüber gesprochen zu haben. Tomek zu fragen scheute sie sich, und von sich aus sprach er nie darüber. Mania wusste, dass er es wusste, denn Mania wusste es auch. Es gab Wissen, das vorhanden war, ohne dass sie darauf zugreifen konnte. Als Kajas Leiche gefunden worden war, hatte es für Mania keinen Zweifel gegeben, dass sie nach Berlin gehen musste. Auch das hatte sie gewusst. Und jetzt wusste Mania, dass Tomek ihre Entscheidung sofort richtig verstanden hatte.

»Es muss doch einen Grund gegeben haben«, beharrte Mania manchmal schwach, wenn sie ihre Mutter in Warschau besuchte und sie auf die Zeit vor und nach der Wende, vor und nach Kajas Verschwinden zu sprechen kamen.

»Kajas Verschwinden hat uns alle schwer getroffen. Und ihr wart noch Kinder.«

»Aber das war es nicht nur. Da war noch etwas. Ich meine, ihr seid doch nicht alleine auf diese Idee gekommen.«

»Findest du es so ungewöhnlich? Heutzutage.« Mania unterbrach ihre Mutter.

»Heutzutage, nein. Aber damals! Wer aus deiner Familie oder auch Papas Familie hat jemals eine Therapie gemacht, geschweige denn seine Kinder zu einem Psychologen geschickt?« Erst schwieg Manias Mutter. Dann glitt ihr Blick zu Boden. Dann zündete sie eine Zigarette an. Immer dachte Mania, dass sie jetzt damit rausrücken würde und dass danach auch Mania wieder darüber sprechen können würde, weil sie sich sicher sein würde, dass es wirklich passiert, dass es wahr war.

»Ja, es gab da diesen Vorfall in der Schule«, begann ihre Mutter verheißungsvoll. »Danach wurden dein Vater und ich und Tomeks Vater zum Direktor geladen. Nach dem Gespräch war klar, wenn ihr an der Schule bleiben wollt, müssen wir euch zu einer Psychologin bringen.«

»Ja! Aber weshalb?!« Mania musste sich zusammenreißen, nicht vor lauter Verzweiflung zu schreien. Ihre Mutter zögerte und Mania hoffte.

»Das weiß ich nicht mehr, Liebes«, sagte sie schließlich.

»Vielleicht habe ich auch einfach nicht verstanden, was der Direktor gesagt hat?«

Sobald ihre Mutter die Sprachkarte ausspielte, kapitulierte Mania. Spätestens dann standen Tränen in den Augen ihrer Mutter, und wenn Mania jetzt nicht geschickt umlenkte, würde sie einen langen Monolog über das Schicksal des doppelten Analfabetismus zu hören bekommen. Darüber, wie sie, Manias Mutter, aber auch der Vater, wie sie beide, als sie nach Österreich ausgewandert waren, was sie ja mussten, weil das, was es während des Kommunismus damals in Polen gab, ja kein Leben gewesen war, sondern ein einziger großer Moloch, aber eben durch diese Migration hätte sie, Manias Mutter, eben nicht eine Sprache dazugelernt, sondern ganz im Gegenteil beide Sprachen verloren. Schrecklich sei das. Ganz furchtbar! Schreiben könne sie überhaupt nicht mehr, weder auf Polnisch noch auf Deutsch – womit sie Mania nebenbei die von ihr spärlich beantworteten SMS erklärte. Eine doppelte Analphabetin sei sie geworden, und wo vorher die Tränen nur angedeutet waren, liefen sie ihr jetzt in Strömen die Wangen herab, und Mania, die absolut gar nichts mit weinenden Frauen und am allerwenigsten mit ihrer weinenden Mutter anfangen konnte, ja, die regelrecht vor Angst zu rotieren begann, sobald ihre Mutter diesen wässrigen Ausdruck im Gesicht bekam, rannte panisch auf die Toilette, um Klopapier gegen den Tränenfluss zu besorgen, und stand danach hilflos neben ihrer Mutter und fragte alle zwei Sekunden, ob sie ihr ein Glas Wasser bringen solle, ob es denn schon besser gehe, ob es in Ordnung sei, wenn Mania ... Also, weil sie heute noch zu arbeiten hatte.

Das Nichts, dachte Mania. Ein schwarzes Loch. Das Ende Phantásiens. Der Ort, an den es einst Kaja und heute Marina hinzog. Die beiden waren der Gmork. Sie waren die Diener des Nichts. Sie hatten aufgegeben. Sie waren die dunkle Seite der Macht. Die Depression hatte ihren Tiefpunkt erreicht.

Damals war Tomek zu jung gewesen, um sich von Kaja in das Loch mit hineinziehen zu lassen. Etwas hatte ihn beschützt. Aber heute war er auf sich gestellt. Er war erwachsen.

Mania sah aus dem Fenster. Noch zwei Stationen, bis sie bei Ruth ankam. Sie öffnete den Ledereinband.

Scheitern heißt Gewohnheiten annehmen. Ich renne eine Straße entlang und sehe nichts – bis auf die Straße. Alles dreht sich nur darum: rennen. Ich sehe nichts!

Sie steht neben mir und mein Körper zittert.

Wer bin ich? Und: Wusste ich das jemals?

Das Nachgeben wird zur Gewohnheit. Nichts kann ich mit Gewissheit behaupten. Sie stellt jeden Satz von mir gegen mich um und stiehlt meine Erinnerung.

Da ist eine Wut in mir, die ich weder kenne noch begreife. Als hätte sie den Samen ihrer Wut in mir gepflanzt.

Und plötzlich denke ich: Was ist eigentlich geschehen? Das habe ich mir alles eingebildet. Ich habe alles erfunden. Nichts ist ein Problem.

Wozu soll das gut sein? Wozu soll ich zurückgehen, wenn ich doch an allem nichts ändern kann?

Ich suche nach Halt in den Geschichten anderer. Wie dumm von mir!

Nur noch in meinem Kopf findet ein Abwägen zwischen richtig oder falsch statt. Sobald sie um mich ist, und das ist sie, seit sie bei mir wohnt, nahezu ständig, mache ich, was sie will und wie sie es will. Im Leben gibt es tatsächlich nichts Entscheidendes oder Unwichtiges. Alle Dinge sind gleichwertig.